

Zum 1. August

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 30

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642187>

Nutzungsbedingungen

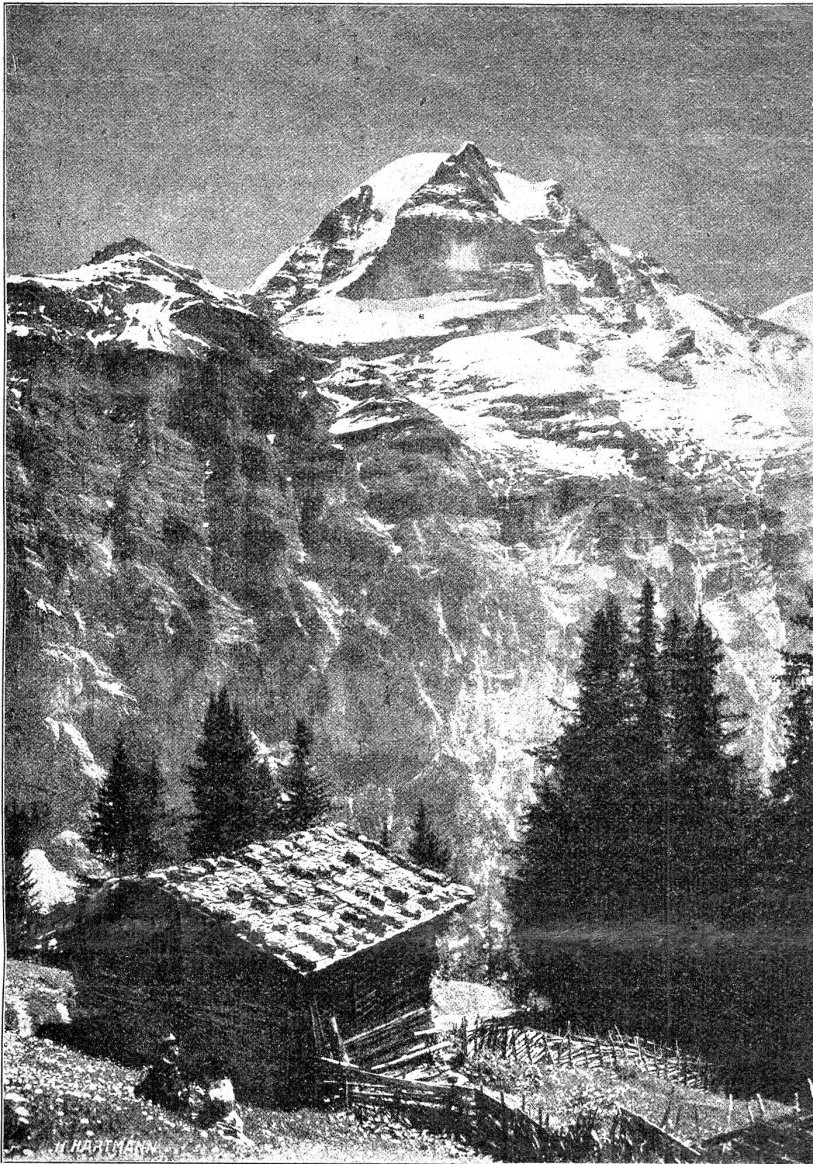
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bei Mürren.

Bundesfeier 1922.

Aufruf des Schweizerischen Nationalkomitees
zur Feier des 1. August

verfaßt von Jakob Bokhart, Clavadel.

Die Jahre der Weltheimsuchung sind immer noch nicht gezählt. Schweigen die Kanonen, so wird ohne sie unbittlich weiter gerungen, und irgendwo sterben Millionen Menschen den Hungertod. Wenn am 1. August unsere Bundesfeier, die Zeichen der Verbrüderung, aufflammen, so werden sie in eine Welt leuchten, die Frieden und Versöhnung noch nicht gefunden hat. In unserem Vaterlande bestehen die politischen Gegensätze in kaum gemildeter Schärfe fort. Man erfährt zwar täglich, daß einer den andern nötig hat, aber man kann sich hüben und drüben nicht entschließen, auf die alte harte Art der Auseinandersetzung zu verzichten. Wäre die Not ein Kitt, so müßte das anders sein, müßte unser Volk sich jetzt fest zusammenfinden; denn es gibt in unserem Lande keinen Stand, der nicht irgendwie litte. Industrie, Handel und Gewerbe gehen an Krüden, Tausende und aber Tausende von Händen sind zum Feiern gezwungen, und in die allgemeine Klage stimmt jetzt auch die Landwirtschaft ein.

Man schaut nach Abhilfe aus, aber man findet die wirklichen Mittel nicht, man sucht sie am falschen Ort. Das Grundübel ist, daß wir unserer schweren Aufgabe innerlich nicht gewachsen sind, daß wir in jahrzehntelangem Wettlauf nach einem falschen Ziel den Blick für das verloren haben, was uns vor allem nützt. Wir haben erfahren, wohin die Selbstsucht führt, aber wir lassen sie weiter herrschen; wir sehen jeden Tag, wie wenig Verlaß auf irdische Güter ist, und wir jagen ihnen begehrtlicher nach, denn je; spricht man vom Geist und von der Rettung durch ihn, so wird man belächelt. Und doch wird die Welt nicht gesunden, bevor sie einsieht, daß unser Leben nicht nur auf wirtschaftlichen, sondern noch mehr auf geistigen Kräften beruht und daß selbst ein glänzender äußerer Zustand ohne sie eine Armseligkeit ist.

Einer der besten Vermittler geistiger Kräfte ist das gute Buch. Ihm müssen wir zu stärkerem Einfluß auf unsere Volksseele verhelfen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Bundesrat beschlossen, dieses Jahr den Erlös der Bundesfeierkarten der schweizerischen Volksbibliothek zuzuwenden. Es sollen Wanderbibliotheken geschaffen und Gegenden zugänglich gemacht werden, zu denen das Buch sonst nur schwer seinen Weg findet. Wir besitzen über das ganze Land zerstreut, elektrische Zentralen, von denen Kraft und Licht überallhin geleitet werden. Zu solchen Kraft- und Lichtquellen sollen sich die Wanderbibliotheken entwickeln, und sie werden, wenn sie tatkräftige Unterstützung erfahren, für die geistige, sittliche und berufliche Hebung unseres Volkes unschätzbare Dienste leisten.

So wollen wir denn, liebe Schweizer und Schweizerinnen, unsern nationalen Tag im Zeichen des Geistes feiern. Es soll nicht nur ein Tag der Freude an einst Errungenem, sondern auch der Einsicht sein. Versäume keiner, sich ein Bundesfeuer anzusehen und sich daran zu stärken. Das Feuer ist das Symbol des Geistes. In die Höhe geht sein Drang. Ein widerwärtiger Wind mag es

für Augenblicke gegen die Erde beugen, es schlägt seine Flammen immer wieder sieghaft empor. Aufwärts gerichtet wie es, soll unser Wille sein!

Zum 1. August.

Eine Zeitbetrachtung.

Der 1. August, für die Schweiz eine Freudenpforte, über der das weiße Kreuz im roten Felde hell erstrahlt, ist für die Welt ein düsteres Unglückstor geworden. Vor 8 Jahren ist dieses Tor durch rohe Kriegerfaust aufgestoßen worden, und seither zogen blutige Kriegejahre und graue Friedensjahre hindurch, eines hinter dem andern, jedes verheißungsvoll am Anfang und alle doch trost- und aussichtslos am Ende.

Auch das verflossene vierte „Friedensjahr“ hat den Frieden nicht gebracht, den die Menschheit so sehnlich herbeiwünscht und den sie so bitter nötig hätte. Der Kampf um die „Interessen“, der vier Jahre auf dem offenen Schlachtfeld der Schwerter gewütet, hat sich wieder auf das wirtschaftliche Schlachtfeld zurückgezogen. Ein Schwälchen unter der Asche war es vor dem Kriege, ein Weiterbrennen unter der Asche ist es wieder geworden. Nur daß heute der stille



Helfer, Aussicht haltend. — (Nach einem Gemälde von Baud-Bovy.)

Brand in den Ruinen und im Balkenwerk zusammengefallener Staaten wütet und daß unter der Schutt- und Aschendecke die Explosionen der Revolutionen drohen. Und immer noch häufen sich die Schutt- und Trümmernmassen, noch ist die Periode der Zusammenbrüche nicht vorüber; Oesterreich wird den Weg Rußlands gehen, wenn ihm nicht raschestens Hilfe gebracht wird, und Deutschland scheint weder die wirtschaftlichen noch die moralischen Kräfte zum Tragen der Friedenslasten zu besitzen; auch dieses Land gleitet auf der schiefen Bahn der Geldentwertung immer schneller dem Bankrott zu. Wahrlich, die Zukunft liegt düster vor uns und das fünfte Friedensjahr, das sich anschickt, durch das Zeitentor einzuziehen, schickt keine rosenfarbenen Wölkchen der hoffenden Zuversicht voraus.

Doch wenden wir das Auge ab von dem düsteren Bilde, das uns die kriegszerstörte und krieggestörte Welt bietet, und werfen wir einen Blick auf die vaterländischen Verhältnisse; unser Schweizerländchen, die vielbeneidete und vielgelobte Friedensinsel im wogenden Kriegsmeere, sie muß ein Paradies des Friedens und der Eintracht sein inmitten dieser Welt des Unfriedens und der Zwietracht. Leider ist dem nicht so. König Unfried im roten Mantel des Hasses geht auch bei uns um und wird gefeiert zu Stadt und Land. Der Kampf der Parteien und Stände wogt leidenschaftlicher denn je. Die Losung „Jedem sein Recht und mir das beste“ ist durch alle Schichten des Volkes gedrungen, hat sie alle organisiert und zu kampfbegierigen Armeen des Klassenkampfes gemacht, die Gewehr bei Fuß auf den Feuerbefehl warten.

„Organisation“, das war das Lösungswort des unterdrückten Proletariates in aller Welt. Organisiert stehen heute die Arbeiterbataillone da. Organisiert sind aber auch die Arbeitgeber in zahlreichen Verbänden; organisiert sind auch die Bauern. Nur eine Schneide hat die Waffe bei

denen, die nicht über Geld und Boden verfügen; beidseitig geschliffen ist das Schwert „Organisation“ bei den andern. Ueber diese Ungleichheit der Kampfmittel täuscht auch das laute Wort und die Drohfaut nicht hinweg. Nicht diese Organisation konnte Recht schaffen, konnte die Unterdrückten befreien, konnte die Alp der Unzufriedenheit vom Herzen der Völker — auch unseres Volkes — schaffen —.

Die Unzufriedenheit! — Sie ist das Stigma unserer Kultur. Es ist die Sucht nach dem Mehr. Ein Volk, das in glücklichem Aufstieg begriffen war, das reich war und Land genug hatte*), um sich auskömmlich, ja gut zu ernähren und zu kleiden, das deutsche Volk, es wollte noch reicher, noch mächtiger werden. Warum? Weil ein anderes Volk noch über ihm stand, noch reicher war, noch mehr Land und Macht besaß. Die Deutschen wollten es haben wie die Engländer: Schiffe, Kolonien, Pferde, Sport; sie wollten wie die Engländer mit dem Gebaren des Weltrentners und Globetrotters auftreten können.

Wer ein Haus hat, möchte eine Villa haben wie der Nachbar; dazu ein Automobil und Jagdhunde, ein Raritätenkabinet und was das Herz noch wünschen mag. Wie selten, ach wie selten sind es geistige und moralische Vorzüge, um die man den Nachbar beneidet! Wohl berührt uns schlichte Gediegenheit, freundliche Selbstlosigkeit, ein Idealismus, der dem Kunstgenuß und dem Naturgenuß nachgeht, berührt uns eine aufrechte und gerechte Persönlichkeit sympathisch. Der Tugend nachzueifern, hätten wir Gelegenheit genug. Doch tun wir das? Gewiß von Zeit zu Zeit, in Anläufen von kurzer Dauer meist; dann aber wird uns die Sache zu einförmig, zu fragwürdig; man macht sich als Idealist doch eigentlich nur lächerlich; die andern genießen ja um so mehr das Leben, das wir durch

*) Die Auswanderung war vor dem Kriege stetig gesunken und 1913 auf ein Minimum, das wenige Völker erreichten, gesunken.

unser selbstloses Arbeiten für Kunst und Harmonie verschönern. Nein, her mit dem Anteil an den Lebensgütern, der mir gehört, sogut wie dem selbstischen Genüßling, dem Broß und dem Schlemmer!

Wir sind so fast ohne Ausnahme Materialisten geworden, die nach dem „Mehr“ die Hände ausstrecken. Dieses „Mehr“ schwimmt im Strome des Alltags an uns vorüber. Silbern und golden glänzen seine Schuppen zu uns herauf. Tausende — Millionen — das ganze Volk steht am Ufer und angelt — und wir sollten fern bleiben? Erst sehen wir dem Treiben kopfschüttelnd zu. Der da, der angelt wirklich geschickt! Schon einen ganzen Haufen der goldenen Fische hat er neben sich gehäuft. — Jener staunt in die Luft. Sucht er nach der Verbe im Blau, die ihre Triller über die schöne Sommerwelt ergießt? Sieh, der schlaue Nachbar löst ihm den Fisch von der Angel; der Träumer merkt nichts. Nun hat der Geschickte genug gefangen; nun eilt er hin auf den Markt. Er ist der erste, er macht das Geschäft. Der Mann wird zu seinem „Mehr“ kommen: heute das Roß, morgen das Haus, übermorgen die Villa und das Automobil. — Ein schneidiger Typ! Dem mache ich's nach! Die Angelrute und den Maß habe ich glücklich von ihm erstanden. Nun heran die Lodspeise! Den lebendigen Wurm an die Angel speißen? Wie araufam! Nein, das bringe ich nicht zustande! Ein Stück Fleisch tut's auch. Das Auge unverwandt auf den Schwimmer, daß der richtige Augenblick nicht verpaßt wird! Der Träumer nebenan hat einen guten Zug getan; er jubelt laut und zeigt mir den Fang. Ich kann nicht umhin, ihm freundlich Antwort zu geben. O weh, der erste Anbeißer ist mir entwischt! — Ein Unfall! Einer ist ins Wasser gefallen. Was? die lassen den Armen ertrinken und fischen ruhig weiter? die Schändlichen! Wer hilft retten! Eilt, helft! Während ich retten helfe, stiehlt mir einer die Rute. Schelm! Räuber! Schandbube! Gib sie zurück! Nachbarn, heft mir zu meinem Recht! — Ei, hättest für dich geschaut!

Es ist so: wer heute den Gelderwerb übt nach allen Regeln der Kunst: keine Gelegenheit verpaßt, keinen Skrupeln Gehör schenkt, die ganze Aufmerksamkeit dem Geschäft widmet und sich ja nicht von der Sache ablenken läßt — der kommt zu seiner Sache ganz unfehlbar. Doch eines schickt sich nicht für alle. Ein Teil der Menschen kommt nicht zu Geld und kommt nicht zur Sache. Wir kennen diese Unglücklichen: es sind die mit Künstlerloden und nach innen gerichteten Blicken, die Grübler und Erfinder, die Väter und Mütter aus dem untern Volke, die ein schweres Familienkreuz tragen. Und — leider — der Trost: Sie säen nicht und ernten nicht und der Vater nährt sie doch — gilt nicht für sie, kann nicht gelten; denn der Mensch, der unter Menschen lebt, hat ein Maß von Lebensgütern zu seinem Glücke nötig, und das schafft ihm nur das Geld, zu dessen Erwerb er nicht die Zeit und das Talent hat.

Es gibt noch ein höheres Ziel im Gelderwerb als der Sachbesitz. Geld verschafft nicht nur das „Mehr“, sondern auch das „Genug“. Wenn ich so viel Geld erworben habe, daß ich aus den Zinsen auskömmlich leben kann, ja, sollte das mir nicht am Ende eines arbeitsreichen Lebens genug sein? Genießen doch nach meinem Tode noch die Kinder von meiner Arbeit, ja, wenn sie es klug anstellen, so werden auch sie zu diesem „Genug“ gelangen. Eine herrliche Einrichtung, dieses zinstragende Geld! Nein, wer das Geld verachtet, ist ein Narr!

Ich will meinen Gedankengang hier abbrechen. Denn was nun käme, ist Reherei, riecht nach Revolution.

Nur dies: Von 10 Erwachsenen kann nur einer auskömmlich aus den Zinsen, also arbeitslos leben. Die 9 andern müssen zuschauen. Schlimmer: müssen einen Teil ihres Arbeitslohnes hergeben, um die Zinsen des Einen zu decken. Müssen? Ja, denn der Eine besitzt das Geld, das sie zum Arbeiten und Existieren nötig haben. Und da der Staat seinen Besitz schützt, kann er den Zins er-

zwingen: willst du nicht, so bekommst du mein Geld nicht. Erzwingen kann er den Zins, weil das Geld, das heutige Geld, wertbeständig ist (wir meinen nicht die Mark und die Krone, sondern das normale Geld, unser Geld z. B., das infolge des Preisabbaues sogar über-wertbeständig ist). Dieses Geld behält, ja vermehrt seinen Wert, während alle andern Sachgüter das nicht tun werden und mit der Zeit an Wert verlieren. Darum geht das Geld allen Gütern voran; man kann es ohne Risiko anhäufen, dem Verleher entziehen; das tut man klugerweise nicht; aber man könnte es ohne Schaden tun, und das genügt, um dem Geld die zinsersingende Macht zu sichern.

Man ist heute dem Problem auf den Fersen, wie man dem Gelde den Giftzahn (Zins) ausziehen könnte. Zinsloses Geld: ein ideales Tauschmittel, das den ganzen Arbeitslohn garantiert. Wer vorher für den Zinsheer gespart hat, spart nun für sich. Für die Alten und Kranken und Kinder sorgt wie heute, nur in besserem Ausmaße, die Allgemeinheit. Die gleiche Plattform für alle ist da; der Tüchtige hat freie Bahn. Die Klassen verschwinden, weil sie keine Familien- und Standesgüter ansammeln können, die Zinse erzwingen; denn auch die Grundrente gehört der Allgemeinheit. Auch der Klassenkampf verschwindet. Die Agitatoren und Berufspolitiker und Volksvergifter sterben aus. Streike sind nicht mehr nötig; denn der Arbeiter hat, was ihm zukommen soll. Ob Kriege möglich sein werden unter Völkern, die im sozialen Frieden leben? Nicht gut denkbar!

Eine Utopie!? Sie wächst im Volke. Wir haben allen Grund, die Entwicklung dieser Idee, gestern noch von einigen Männern, heute schon von Tausenden getragen, zu verfolgen. Wir klagen immer über den Materialismus der Zeit. Das sprechendste Symbol dieses Materialismus ist das Geld, präziser: das Gold mit seiner Fetisch-Kraft, die im Goldwährungswahn ihre fatalste Auswirkung findet. „Nach Gelde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach wir Armen!“ Man weiß warum. Nun denn! Ueber den Materialismus der Zeit schimpfen, gilt nicht mehr. — — — — —

Eine große Lastenabshüttelung bereitet sich vor. Die Reparationen werden fallen, müssen fallen. Die Völker werden sich — aus Selbsterhaltung — die Schulden schenken müssen. So wird der Völkerfriede kommen!

Eine noch größere Seilschaftthea gilt es vorzubereiten, um den sozialen Frieden in die Völker, auch im Schweizer-volke, auferstehen zu lassen. Gewiß noch lange, bange Jahre werden vorbeistreichen, ehe wir durch das Rosentor dieser schönen Zukunft einziehen werden.

H. B.

Der Ausflug.

Vom Emil Balmer.

(Schluß.)

„Wosch afe öppis?“, seit Kobi underwägs zue re; si het ne gwüß a fange duuret. — Aber si het nid möge luege u nid möge rede u überhaupt nid möge sn, verschwinde de möge ässe oder trinke. — Der Kobi het schwär treit a snm große Blaid u Marteli het o gnue gha zferge a snr Botanischerbüche, aber di schwerli Lascht het doch d'Frau Ramsener ds Guggisbärg uf gschleift, ja ganz sicher. Es het ere si uf ds Gmuet gschlage u d'Bei sn re worde wi Blei eso schwär u je größer u balliger di wñke Wulle hinter der Egg sn ufstooske, deß eländer u schwärer ichs der arme Frau worde um ds Härz. — Aber wil ja amene Mensch nie meh uf glade wird im Labe, als daß er ma trage, het o d'Frau Ramsener ihre Chummer u ibri Burdi mit Heldemuet uf sedh ano. Si het für sich selber afa rächnu, wi viel äch öppe dā Wasserichade würd choschte u göß si's äch chönn erschwinge u vilich, vilich — ich de wieder es Tröschтели derhär cho, — vilich ha ne ja gar nid offe glah! — So ich es di ganz i Znt ging uf u nider mit der Hoffniq u der Angst u dermit ich si den andere ging nach — mi cha wohl säge, nacheglammeret, un uf ds Mal sn si am